

Neue Wissenschaftliche Bibliothek

Jugend in der  
modernen Gesellschaft

Herausgeberkollegium

GERARD GAFFGEN

Wirtschaftswissenschaften

CARL FRIEDRICH GRAUMANN

Psychologie

JÜRGEN HABERMAS

Soziologie

EBERHARD LÄMMERT

Literaturwissenschaft

HANS-ULRICH WEHLER

Geschichte

Redaktion

DIETER WELLSHOFF

Herausgegeben von  
Ludwig v. Friedeburg



Kiepenheuer & Witsch  
Köln · Berlin

zu den Gymnasien – und damit zu den Hochschulen – möglichst offen bleiben soll. Zugleich mit einer starken Differenzierung der Ausbildungswege wird also der Versuch gemacht, das allgemeine Ausbildungsniveau wesentlich zu heben. (Jonas Orving, *The school system of general education in Sweden*, im Manuskript vervielfältigt.)

31. Vgl. W. Schulze, W. Knode, E. Thomas, op. cit., S. 120 ff. und die dort angegebene Literatur.

#### 4. STUDIUM

### Die Generation ohne Engagement

#### »Junior Organisation Men« in Amerika<sup>\* 1</sup>

DAVID RIESMAN

Als ich mich kürzlich in einer Vorlesung in erster Linie an Studenten wandte, die an sich schon viel über sich nachdenken, widerstrebe es mir, wieder einmal einfach jene Merkmale aufzuzählen, auf die die ältere Generation sie festgelegt hat: Apathie, Konformität, Sicherheitsstreben, »coolness«, »beatness« und so fort. Solche Etikette besitzen einen gewissen Wahrheitsgehalt, und ich werde versuchen, ihn darzulegen; aber sie verbergen auch fast genauso viel, wie sie enthüllen. Sie verschleiern die Tatsache, daß die College-Generationen der zwanziger und dreißiger Jahre, jetzt wehmütig bewundert, im ganzen gesehen weit weniger verständnisvoll, ernsthaft und bescheiden waren als die heutigen Studenten. Sie verbergen, daß die scheinbar negativen Eigenschaften, wie Apathie und Konformität, als Aspekte hoher Intelligenz und Sensibilität dieser Generation von Studenten betrachtet werden können, die mehr wissen als seinerzeit ihre Eltern und deshalb mit Recht beklommen sind.

Nach meiner Vorlesung konnte ich mit einer Diskussion rechnen, in der ich teilweise die Mißverständnisse zu klären vermochte, die ein so belastetes Thema hervorrufen mußte und in der die Studenten widersprechen konnten (und es auch taten). In dieser Diskussion erinnerte ich einige Studierende, die die »Zaghaftekeit« und den Mangel an politischer und ziviler Verantwortungsbereitschaft der Studenten beklagten, zunächst daran, wie alt und unvermeidlich die Beschwerden der Eltern über die »Verweichlichung« der Kinder sind, die sie selbst verwöhnt haben. Zum anderen wies ich auf die Schwierigkeiten hin, denen sich heutzutage sensible und verantwortungsbewußte junge Menschen gegenübersehen, gerade weil die drängende Not, mit der Amerikaner sich in früheren Zeiten auseinandersetzen hatten, für Millionen beseitigt wurde, während man die neuen angemessenen Herausforderungen unseres Zeitalters des Überflusses noch kaum erkannt hat.

Mein Hauptthema jedoch war nicht, Studenten gegen die allgemeine Selbstgefälligkeit ihrer Eltern zu verteidigen, sondern ihnen zu helfen, sich über sich selbst klarzuwerden, und zu zeigen, wie manche der in der Schule und Universität geformten Einstellungen der Studenten zur Welt nicht so sehr Reaktionen auf diese Welt,

\* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Secker & Warburg, London, entnommen aus: David Riesman, *The Uncommitted Generation – »Junior Organisation Men« in America*, *Encounter*, 15 (1960), S. 25–30. Übersetzt von Ulrike Schmidt.

wie sie ist, darzustellen, sonst ist »Verhaltensforschung im psychologischen Sinn« das heißt Verteidigungsmechanismen, die unrealistisch überzogen wurden. College-Studenten von heute handeln oft, als ob sie glaubten, daß Arbeit in großen Organisationen und, darüber hinaus, Arbeit überhaupt nicht grundsätzlich oder menschlich befriedigend (ja gelegentlich sogar ehrenhaft) sein könnte, sondern in erster Linie lediglich eine Möglichkeit darstellt, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, einen Platz auf der sozialen Stufenleiter zu finden und nette oder weniger nette Leute kennenzulernen. Dies ist eine Schlussfolgerung, die, wie ich vermute, teilweise auf die Beschäftigungsmöglichkeiten projiziert wird als ein Resultat ihrer Erfahrungen mit den Lehrplänen des College und der Universität – und auch als ein Resultat ihrer Erfahrungen mit dem College und der Universität als Organisationen, die als bürokratisch, monolithisch und unveränderlich angesehen werden, zumindest von vielen Studenten.

Ich glaube nicht, daß es die primäre Aufgabe der Hochschulausbildung ist, Studenten auf ihre späteren Berufspositionen oder überhaupt irgendwelche eng spezialiserten Rollen vorzubereiten, ebenso wenig aber auch, sie zu lehren, Freude an ihrer Arbeit ohne Rücksicht auf deren Wert und Bedeutung zu haben. Vielmehr sollten die Beziehungen zwischen der Ausbildung und dem späteren Leben eine dialektische und kritische sein. Wenn jedoch ein Resultat des Collegebesuches in der Entfremdung von der Arbeit *per se* besteht und die Möglichkeit einer Änderung der eigenen Beziehung zu ihr vereitelt, dann scheint es mir notwendig, die akademischen Institutionen unter die Lupe zu nehmen und zu überprüfen, ob etwas in ihnen oder an der eigenen Haltung oder beides verändert werden mußte.

Vor einiger Zeit wurden einige hundert Interviews (im Auftrag der Zeitschrift *Time*) mit älteren Studenten von zwanzig Colleges im ganzen Land durchgeführt. Die meisten dieser Colleges haben einen guten oder gar sehr guten Ruf. Die Studenten sollten einen einigermäßen repräsentativen Querschnitt bilden, aber in der Auswahlmethode, die man bei den verschiedenen Colleges und Universitäten anwandte, gab es große Unterschiede. Eine große Anzahl Studentenfürher wurde ausgewählt, viele helle Köpfe, aber kaum eine Frau. Jedoch vermittelten mir Fragebogen, die von *Mademoiselle* versandt worden waren, Vergleichsdaten für College-Studentinnen. Als ich die Interviews zuerst studierte, und jetzt wiederum, als ich sie erneut durcharbeitete, war ich betroffen von der nicht voll bewußten Ambivalenz gegenüber der Arbeit in großen Organisationen. Andererseits plant der größte Teil, später Großorganisationen, Industrieunternehmen, Verwaltungsbehörden, Anwaltsbüros usw. beizutreten, um Karriere zu machen. Nur wenige suchen nach Selbständigkeit in ihrer Arbeit, entweder in Begriffen altnodischer Ideale eines Unternehmertums oder aus dem Wunsch heraus, Auslandskorrespondent zu werden, sich politisch zu betätigen oder irgendeiner anderen individualistischen oder exotischen Berufung zu folgen. (Außerdem drückt kaum irgend jemand Abneigung gegen den voraussichtlichen Militärdienst aus, weil die Armee eine große Organisation ist: man reißt sich nicht gerade um den Militärdienst, sondern betrachtet ihn eher resigniert als eine der Gegebenheiten des Lebens.)

Und doch läßt sich, wenn man sich für den... befragt werden, ein sehr verschiedenes Bild auf. Hier werden Größe und Stufenleiter definitiv *nicht* geschätzt. Nur ein winziger Bruchteil steuert auf die Metropolen los, selbst wenn dies für ihre Karriere besser wäre. Sie bevorzugen die Vorstädte – nicht erst später, nachdem ihnen der Start als Junggelle in der Großstadt gelungen ist, sondern sofort nach dem Abschluß des Studiums. Die Mehrzahl von ihnen ist schon verheiratet oder plant eine baldige Heirat (sogar wenn sie momentan niemand speziell dafür im Sinn haben); sie wollen sofort Kinder haben und beginnen ein auf die Gemeinschaft konzentriertes Leben in den Vororten aufzubauen. Sie planen gewöhnlich keine Zwei-Karrieren-Familie, sondern eine Zwei-Auto-Familie, in der die zukünftige Ehefrau in der Parent-Teachers-Association mit Unterstützung von Seiten des Ehemanns aktiv sein wird und in der beide Ehegatten sich um ein passendes Grundstück bemühen – eine vorstädtische Nachbarschaft, in der sie sich sofort betätigen und hoffentlich etwas verbessern können. Es fällt ihnen gar nicht ein, daß sie begabt und energisch genug sein könnten, Veränderungen auch in der Großstadt zu erreichen. Lieber wollen sie mit einer Gruppe arbeiten können, in der sie alle Mitglieder persönlich kennen – in der postakademischen Bruderschaft der kleinen Vorstädte. Entsprechend bedeutet die starke Betonung des Familienlebens, das einer der eindrucksvollen und auf so vielerlei Art attraktiven Werte der heutigen jungen Leute ist, eine stillschweigende Ablehnung der Großorganisation. Die Vorratfamilie mit ihrem Garten, ihrem Barbecue, ihrem Mangel an Privatleben in den offen gebauten Häusern ist selbst ein Manier der Dezentralisierung – selbst wenn sie zentrale Dienstleistungen wie Fernsehen, Krankenhäuser, Kettensäden und »House Beautiful« benutzen. Der Wunsch, ein Nest zu bauen, sogar, wenn es nur vorübergehend ist, ist ein charakteristisches Kennzeichen der Interviews im Gegensatz zu dem Wunsch, ein Vermögen zu erwerben oder eine Karriere aufzubauen, die bei vergleichbaren Interviews eine Generation früher dominiert haben dürften.

Dieses Verhaltensmuster – das Akzeptieren der Großorganisationen verbunden mit stillschweigendem und nicht verfestigtem Widerstand ihnen gegenüber – erscheint nicht nur in der Bevorzugung der Familie, sondern auch in den Äußerungen der Befragten über ihre Berufspläne und Einstellungen zu ihrer zukünftigen Arbeit. Ich gewann aus dem Material und anderen Vergleichsdaten den Eindruck von einem gewissen Rückzug aus der emotionalen Verbundenheit mit der Arbeit. Zweifellos ist es Mode geworden, von seiner Arbeit oder anderen Tätigkeiten in mißbilligender Form zu sprechen und eine Pose relativer Indifferenz gegenüber den größeren Zielen einer Organisation einzunehmen. In einer Ära politischer, wirtschaftlicher und kultureller Geschäftsrückigkeit ist eine solche Herabsetzung eine Möglichkeit, sich gegen eine Ausbeutung für Zwecke, die außerhalb des eigenen Selbst liegen, zu schützen. Es ist, als ob man beständig einen psychologischen Krieg gegen einen Feind vor Augen zu führen hätte. Aber wie in jedem solchen Verlauf werden die Studenten bis zu einem gewissen Ausmaß Opfer ihrer eigenen Verteidigung. Sie gelangen zu dem Glauben, daß Arbeit nicht wirklich wert ist, um ihrer selbst willen getan zu werden, gleichgültig, ob sie einer großen unpersönlichen Organisation dient oder



überzeugt werden müssen; viele sind tatsächlich derart starr davon überzeugt, daß sie glauben, jede Beschäftigung sei Gaunerei und im besten Falle gingen einige der Geschäftemacher dabei weniger fromm zu Werke als andere. Dies ist, so vermute ich, einer der Gründe, aus denen sie dazu neigen, die emotionale Bindung an ihre Arbeit einzuschränken. Sie haben den Eindruck, daß sie keine Kontrolle mehr über ihre Arbeit haben, daß alles in Händen mysteriöser Leute an der Spitze ruht, die den Laden schmeißen. Wenn größere Einsicht in dem Glauben liegt, daß alle Beschäftigungen wie alle Formen von Macht in einem gewissen Grad korrumptierend sind, so entspricht dem auch mehr Resignation, Passivität und Fatalismus.

Wo wurden solche Einstellungen erlernt und bestärkt? Sogar in einigen der führenden Colleges, den intellektuelleren, die literarische Zeitschriften herausgeben, ist die Beziehung der Studenten zum Lehrplan in gewisser Weise entfremdet in dem Sinn, daß die Studenten nicht glauben, irgendeinen Einfluß auf ihre eigene Ausbildung zu haben.

Lassen Sie mich einige Beispiele anführen. In den letzten Jahren habe ich eine Anzahl von Universitäten hoher Qualität besucht – Colleges, die hervorragende Gelehrte, Lehrer und Wissenschaftler heranbildeten. Ich hatte es mir zur Aufgabe gemacht, mich mit Studenten informell zu unterhalten, ihre Studienzeiten zu lesen und, wo möglich, Protokolle von Studentenversammlungen einzusehen. In einer Anzahl dieser Institutionen beklagen sich die lebhafteren Studenten über die geistige Kost, die sie erhalten, über den äußerst geringen Zusammenhang des Lehrplans mit den Problemen, die für sie von Bedeutung sind. Manchmal finden sie, daß günstige Gelegenheiten für ein zivilisiertes und intellektuelles Leben im Campus fehlen – zum Beispiel, daß es nur wenig einladende Plätze zum Studieren oder für ein Gespräch gibt, daß sozialer Druck in den Wohngebäuden jedes intellektuelle Leben außerhalb der Gruppenzusammenschlüsse zum Erliegen bringt, daß Studentepublikationen entweder von der Schulverwaltung überwacht werden oder den »Campus-Neuigkeiten« und Trivialitäten gewidmet sind; daß die Buchhandlung unzulänglich und die Bibliothek eher für Forschungszwecke als für die Benutzung durch junge Studenten eingerichtet ist. Sie fühlen oft, daß sie in ihrer Fakultät nur zu den Routinedingen Zutritt erhalten. Manchmal beklagen sich die Studenten über die Grundkurse ihrer Studienabteilung, die eher deren monopolistischen Intentionen als irgendwelchen verteidigungswerten pädagogischen Zielen dienen oder die angemessigen Dozenten vor dem Boykott schützen.

Doch wenn ich solche Studenten frage, was sie in dieser Angelegenheit getan haben, sind sie erstaunt über den bloßen Gedanken, daß sie irgend etwas tun könnten. Sie denken, ich scherze, wenn ich vorschlage, im ärgsten Notfall zu streiken. Sie halten mich für völlig unrealistisch, wenn ich erkläre, daß viele Mitglieder der Fakultät eine Initiative der Studenten zur Revision des Lehrplans willkommen heißen würden oder daß es möglich wäre, bescheidene Geldsummen unter den Studenten oder anderen aufzubringen, um Gastdozenten, Dichter und so fort in das Campus zu bringen oder Räume für die Zusammenkünfte interessierter Studenten gemütlich zu möblieren.

auf Grund des Berichtes eines studentischen Komitees im Jahre 1926, der die Aufmerksamkeit des Philanthropen Edward Harkness erregte, in Gang kam, zuckten sie mit den Achseln – das muß ein goldenes Zeitalter gewesen sein, sagen sie; nichts Derartiges könnte heutzutage geschehen. Selbstverständlich, solange sie so denken, werden sie sich auch so verhalten.

An dieser Anschauung verwirrt, daß die Studenten der Organisation gegenüber, in der sie leben, durchaus realistisch eingestellt zu sein scheinen. Sie machen sich keine Illusionen über die Fakultät, die Verwaltung oder das Kuratorium. Doch sie agieren, als ob die Struktur, die diese Leute geschaffen oder übernommen haben, Teil des Universums wäre. Es scheint kaum jemals einem der Studenten einzufallen, daß eine Fakultät keine Einheit ist, sondern ein Bündel von Fraktionen, oft in prekärer Balance, und daß studentische Aktivität diese Balance merklich beeinflussen könnte. Trotz allem, was sie intellektuell (und als Kinder von verwundbaren Eltern) von ihrer Macht über ihre Lehrer wissen, gebrauchen sie diese Macht nicht, um die Qualität ihrer Ausbildung zu verbessern.

In einem College niedrigen Niveaus kann es vorkommen, daß die Studenten zuviel Macht besitzen. Mein Kollege Everett C. Hughes hat Institutionen untersucht, die angeblich der Hochschulausbildung dienen, deren Studenten es aber den Professoren unmöglich machen, von ihnen irgend etwas außerhalb der Routine und bequem zu erreichenden Leistung zu erlangen. Wenn sie zum Beispiel aufgefordert werden, ein Buch zu lesen, das sie für zu schwierig halten, geben sie bei einer Prüfung über seinen Inhalt leere Seiten ab. Sogar Professoren an guten und ernsthaft arbeitenden Colleges müssen ihre eigene Autonomie bewahren wie irgendeine andere Berufsgruppe, und ich empfehle nicht, daß sie »Konsumentenforschung« betreiben und sich durch Populärärtsrezepte leiten lassen. Aber ich denke nicht, daraus ließe sich folgern, daß sie unberührt von der Soziologie und Psychologie der Erziehung bleiben müssen, nicht wissend, welchen Schaden sie anrichten, oder indifferent gegenüber der Indifferenz, die sie ausbrüten helfen.

Tatsächlich sind es die spezifischen Eigenschaften einiger Professoren und der Institute, an denen sie lehren, die dazu beitragen, auf paradoxe Weise Gefühle der Passivität und Hilflosigkeit bei ihren Studenten hervorzurufen. In den letzten Jahrzehnten wurden nicht nur die Studenten in den besseren Colleges besser, sondern vor allem wurden die Professoren erheblich gelehrter und kompetenter. Selten findet man an erstklassigen Universitäten mehr die schlechten Schauspieler auf dem Podium oder die traurigen Pedanten, die selbst noch, als ich mein Studium begann, nur allzu verbreitet waren. Die schwierigsten und avantgardistischsten Bücher – oft solche, die noch nicht lange zuvor als umstritten und respektlos galten – stehen auf der Bücherliste der Studenten im ersten Semester vieler Universitäten. Während der Markt für Lehrbücher größer ist als je, da Erziehung überall ein florierendes Geschäft wurde, gibt es auch viele Lehrbücher, die den neuen Erkenntnissen Rechnung tragen und intellektuell angemessen sind. »Intellektuell« ist in der Tat das Schlüsselwort für vieles der gegenwärtigen höheren Ausbildung: der Professor ist dem Studenten im-

mer voraus und der Student weiß das. Das ist einer der Fälle, wo genereller sozialer Fortschritt unerwartete negative Folgen im Kielwasser mit sich führt. Solchen Professoren gegenüber fühlen sich Studenten weniger fähig als je zuvor, ihr Schicksal als Studenten zu beeinflussen; und so neigen sie dazu, die Dinge in den Händen der dazu berufenen Autoritäten zu belassen, indem sie sich nur (wie die GIs in der Armee) das Privileg des Meckerns bewahren.

Warum sind Studenten oft so frühreif in ihren Beziehungen untereinander, in ihrem Sexualleben, ihren Familien und gelegentlich sogar in ihren Ansichten über nationale und Weltereignisse und vergleichsweise so unaufmerksam gegenüber dem, was sie so nahe angeht wie ihr Lehrplan?

Zum einen scheint es mir, daß die Studenten nicht glauben wollen, daß ihre Aktivität etwas ausmachen könnte, da sie in einer gewissen Weise von ihrem Mangel an Verpflichtung gegenüber dem, was sie tun, profitieren. Ich will nicht sagen, daß sie nicht eifrige Studenten seien – sie sind es heute oft viel mehr, wie ich schon betont habe, als vor dem zweiten Weltkrieg. Sie gehen durch die geforderten Arbeitsgänge, aber sie engagieren sich selten wirklich an dem Inhalt ihrer Vorlesungen. In dieser Weise sabotieren die besseren, gewissenhafteren Studenten ihre eigene Ausbildung und halten ihre Produktivität zurück: wahr genug, sie kehren ihre Zensuren und Zeugnisse heraus, aber sie glauben nicht, daß es wirklich in irgendeinem fundamentalen Sinn etwas ausmacht, was sie denken und fühlen.

Als ich diesen Sachverhalt mit Studenten diskutierte, haben sie mir oft gesagt, wie wenig es sich auszahle, zu interessiert an irgend etwas zu sein. Man sei dann versucht, zuviel Zeit dafür aufzuwenden, auf Kosten einer optimalen Verteilung von Anstrengungen, welche die besten Zensuren einbringe – und schließlich müssen sie in der medizinischen Fakultät zugelassen werden, ihr Stipendium behalten und »dem Alten gefallen«. Ich bin jetzt überzeugt, daß Zensuren die Ausbildung verseuchen – sie sind eine Art von Währung, die, wie das Geld, den Studenten in den Weg gerät, wenn sie ihre intellektuellen Interessen entdecken – aber auch hier sind die Studenten in ihrem Realismus irgendwie unrealistisch. Sie nehmen als eine Gegebenheit hin, daß es hoffnungslos ist, den Lehrplan ändern zu wollen, so daß sie weniger für ein ernsthaftes Interesse an einem Fach auf Kosten anderer Fächer bestraft werden können oder daß mehr Nachdruck auf Lektüre und Diskussion gelegt wird und sich mehr Gelegenheit für selbständiges Denken bietet. Hier haben die Studenten ebenfalls eine erstellte Vorstellung davon, was ihre Lehrer entweder jetzt oder später tatsächlich beindrückt. Für diesen Punkt habe ich einige Beweise.

Nachdem ich einige Zeit vergeblich versucht hatte, ältere Studenten in Chicago zu überzeugen, daß sie in der Seminararbeit und ihrer Dissertation ohne Heroismus oder Märtyrertum unabhängiger sein könnten, legte ein Student eine Dissertation vor, die meine Argumente belegte<sup>6</sup>. Der Student ging zu den einzelnen Abteilungen und fragte die Professoren, welche Studenten sie in den letzten Jahren für Stellenangebote, Fortgeschrittenlehrgänge oder Stipendien empfohlen hätten und welche nicht. Dann interviewte er einige dieser Studenten nach verschiedenen Kategorien der Billigung oder Mißbilligung seitens der Fakultät, sah sich ihre Zensuren an usw.

Er kam zu dem Schluß, daß häufig solche Studenten am besten fuhren, die nicht zu gehorsam waren und nicht eine reine, unkomplizierte glatte A-Zensur erhielten. (Die glatten A-Studenten schlüpfen manchmal durch, ohne daß man auf sie aufmerksam wurde.) Vielmehr waren die erfolgreichsten Studenten ein bißchen rebellisch, ein bißchen extravaganter, aber doch keine »komischen Figuren«. Diese Studenten waren befähigt, einem Fakultätsmitglied zu gefallen, das seine eigene Rebellionslust nicht ganz verdrängt hatte, die ihn dazu brachte, in erster Linie ein Lehrer zu sein – einem Fakultätsmitglied, das nach Anzeichen von Leben Ausschau hielt, sogar wenn sie ihm zuzeiten ein wenig Ärger verursachten. Sicherlich mußte solch ein Student in irgendeinem Fach gut sein, um diese Beachtung zu erlangen, aber er war oft besser dran, wenn er ein oder zwei brillante Referate geschrieben hatte, als wenn er seine Zeit wie ein Investmentbankier sein Geld für viele Dinge zersplittern hätte. Jene Studenten, die am meisten bewußt opportunistisch und realistisch in der Einteilung ihrer Zeit und Gefühle verfahren, opferten sich tatsächlich ohne Profit auf und litzen nicht nur während ihrer Studien, die sie als ein Vorzimmer zum Leben betrachteten, sondern auch später.

Doch waren nicht alle Fakultäten der Universität Chicago in dieser Angelegenheit gleich eingestellt; einige gaben mehr Spielraum für Widerstand und Kursabweichung als andere. Außerdem umfaßt diese Studie nur die sozialwissenschaftlichen Abteilungen. Zweifelsohne differieren Abteilungen und Institute sehr stark in dieser Hinsicht. Aber das ist gerade der Punkt, den ich betonen möchte: wenn man von vorn herein annimmt, daß alle Organisationen gleich sind, daß alle die gleiche Art von Konformität fordern, dann geben Studenten nicht nur die Chance auf, eine freiere und ihrer Entwicklung förderlichere Atmosphäre kennenzulernen, sondern sie verewigen zugleich einen Mythos, der dann auch ihr Berufsleben in späteren Jahren bestimmt<sup>7</sup>. Wenn die Universität Chicago oder nur die eigene Abteilung nicht von unten umgewandelt werden können, wie kann man erwarten, daß General Motors, *Look* Magazin oder die großen Krankenhäuser von San Francisco sich ändern lassen? Und wenn dies so ist, warum sollte man sich dann nicht für die Vorteile einer Existenz am Rande entscheiden – für eine Position mit bescheidenerem Ansehen und angemessenerem, wenn nicht blendendem Gehalt?

Hier ist ein charakteristisches soziales Verhaltensmuster am Werk, in dem Individuen, die zögern, Gefühle zu enthüllen, die sie sich kaum selbst eingestehen, sich darüber täuschen, was wirklicham getan werden könnte, wenn sie ihre Ansichten zum Ausdruck bringen und dabei andere entdecken würden, die diese teilen. (Soziologen bezeichnen diesen Prozeß als »pluralistische Ignoranz«.) Führung – sei es in der Politik oder anderen Angelegenheiten – dient gewiß oft dazu, einer Gruppe zu helfen, ihre offensichtliche Neigung zur Konformität zugunsten ihrer wirklichen oder potentiellen, aber unterdrückten Ansichten zu verwandeln – aber Führung kann, und häufig tut sie es auch, dazu dienen, die Verdängung weiterhin zu verstärken. Sogar in einer Großorganisation entstehen radikale und früher als »unmöglich« erachtete Veränderungen fast von einem Monat zum anderen, sobald die Leute einmal ent-

deckt haben, daß Ansichten, die sie früher für unakzeptabel oder idiosynkratisch hielten, in Wirklichkeit weit verbreiteter sind.

Die Studenten wissen, daß es viele Entscheidungen außerhalb ihrer vorstellbaren Kontrolle gibt, Entscheidungen, von denen ihr Leben und Geschick wirklich abhängen. Ich behaupte aber, daß diese Wahrheit, diese Einsicht zu sehr verallgemeinert wird und daß sie, wenn sie geglaubt, immer »wahrer« wird. Es mißfällt uns nicht nur, solche Instanzen ausfindig zu machen, bei denen eine Intervention die Dinge wesentlich ändern könnte, sondern wir bringen es auch nicht fertig, die Fähigkeit und das Vertrauen in uns selbst zu entwickeln, die für alle weitgestreckten Bemühungen notwendig sind. In diesem Sinne werden wir, trotz unserer Frühreife, nicht erwachsen; wir bleiben die Kinder der Organisation, nicht ihre Meister.

Für Amerikaner liegt in dieser Entwicklung etwas Paradoxes. Amerikaner waren in der Vergangenheit nicht allzusehr beeindruckt von den technischen Errungenschaften. Arbeiter in einem Stahlwerk werden nicht durch die gigantischen Walzen erschreckt, und wir nehmen als gegeben an, daß wir keine Scheu vor irgendeiner großartigen technischen Konstruktion unserer Hände oder unseres Gehirns haben. Entgegen der vorherrschenden Meinung im Ausland, daß wir Sklaven unserer Maschinen seien, sind wir tatsächlich relativ wenig mit ihnen verbunden und fühlen uns sicher nicht von ihnen beherrscht. Aber mit den Organisationsmaschinen scheint es anders zu sein. Diese sind ebenso das Produkt unseres Denkens und unserer Vorstellungskraft wie irgendein technisches Meisterstück. Doch, wie Erich Fromm gesagt hat, verehren wir wie Götzendiener das Produkt, das wir geschaffen haben – ein Bild nicht von Sein, sondern von anderen Bildern.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß wir im Organisationsleben, um andere zu überzeugen, Argumente benutzen, die bei ihnen nach unserer Meinung Anklang finden, selbst wenn sie uns nicht überzeugen. Wir versuchen die Leute dazu zu bringen, gerecht gegenüber den Negern zu sein, da »Diskriminierung die USA im Kalten Krieg schlecht dastehen läßt« – als ob das der Grund wäre, warum wir uns selbst anständig benehmen. Oder wir überreden Geschäftsleute, Geld an Colleges aus allen möglichen Gründen der »public relations« zu geben, indem wir ihre Furcht vor Radikalismus, staatlicher Kontrolle oder was nicht immer ins Spiel bringen, während wir selbst unser Leben der Erziehung aus ganz anderen Gründen verschrieben haben. Alle Argumente dieser Art haben zwei Eigenschaften: Sie behandeln den anderen gönnerhaft und perpetuieren die »pluralistische Ignoranz«. Man kann behaupten, daß es Gelegenheiten gibt, wo wir an andere so appellieren müssen, wie sie sind, nicht wie wir sie gern hätten – wenn es keine Zeit für Idealismus gibt. Aber in unserem Realismus täuschen wir uns oft darüber, worauf andere ansprechen, und opfern die Integrität und Klarheit unserer Argumente unserer falschen Vorstellung von dem, was ankommen wird. Das Resultat: Wir nehmen an, daß man nicht ehrenhaft sein kann, während man für eine Organisation arbeitet, sondern nur zu Hause bei seiner Familie in der Vorstadt.

Es gibt jedoch noch ein zweites Resultat, nämlich, daß wir oft im Zweifel darüber

sind, was wir selbst denken sollen. Wir kommen dazu, das zu glauben, was wir zu anderen sagen, und werden so »aufrichtiger« im subjektiven Sinn, aber um den Preis, daß wir noch verwirrter werden hinsichtlich dessen, was wirklich ist: wir sind die ersten Opfer unserer eigenen Propaganda. Kein Wunder, daß wir am Ende ohne emotionale Bindungen zu dem, was wir tun, dastehen, denn es sind nicht mehr wir, die es tun, sondern ein begrenzter Teil von uns, der eine Rolle übernommen hat. Da wir nicht erkennen, daß wir dies uns selbst angetan haben, messen wir den Organisationen den Vorrang und die Macht zu, die wir verloren haben. Und dann schlagen wir, wie ich ausgeführt habe, zurück, nicht direkt zwar, aber in einer Art emotionaler Zerknirschung, in der wir unserer Arbeit Bereitwilligkeit ohne Enthusiasmus leihen, Gewissenhaftigkeit ohne schöpferische Kraft.

Ich bin überzeugt, daß viele College-Studenten in den Vereinigten Staaten, die nicht nur ernsthaft, sondern auch engagiert sind, dies so gut wie ich wissen. Solche Studenten haben es fertiggebracht, das College ihren Zwecken dienstbar zu machen, und haben auf diese Weise rationale Zuversicht gewonnen, daß sie fähig sein werden, das gleiche in den Organisationen zuwege zu bringen, in die sie später eintreten werden – seien es Universitäten, Konzerne oder die vielen Freiwilligenorganisationen, mittels derer wir Amerikaner einen Großteil unserer kommunalen Arbeit durchführen. Was ich prinzipiell mit diesen Bemerkungen zu erreichen suchte, war, einen größeren und differenzierteren Realismus anzuregen, als ihn viele junge Leute schon besitzen – einen Realismus, der nicht von vornherein die sozialen Strukturen, die so eindrucksvoll erscheinen, als gegeben hinnimmt, sondern Ausschau hält nach den Angelpunkten, an denen eigene Bemühungen zusammen mit denen anderer, ähnlich von der Mythologie befreiter, eine Veränderung herbeiführen können. In vielen Situationen ist mehr Spielraum, als die Studenten glauben, und das College ist ein guter Platz, dies herauszufinden.

Lassen Sie es mich nochmals ganz klar machen, daß ich die positiven Funktionen dessen verstehe, was manchmal bloß als Apathie oder Passivität unter den Studenten auftritt; denn Passivität gegenüber einer Wiederbelebungsmanie und Kreuzzügen ist eine sensible Reaktion, ein Zeichen von Reife<sup>8</sup>. Außerdem sind, wie ich am Anfang bemerkte, die Studenten durchaus nicht apathisch in manchen wesentlichen Bereichen, zum Beispiel in ihren persönlichen Beziehungen, im Familienleben und viel in ihrer Beschäftigung mit der Kunst. Aber sogar diese Neigungen können in Gefahr geraten. Wenn einer seiner Arbeit apathisch gegenübersteht mit allem, was eine solche Haltung für seine Beziehung zur sozialen und persönlichen Gestaltung bedeutet, ist es schwerer, zu verhindern, daß diese Apathie auch auf andere Bereiche sich ausdehnt.

Fremd glaube, daß die Neugierde von Kindern durch ihre Verdängung im Bereich der Sexualität ganz allgemein verküppelt werde – das heißt, die Bösartigkeit der Verdängung breitet sich tendenziell aus. Diese Gefahr haben wir fast überwunden. Aber die vergleichbare Ausbreitung von Apathie und Ernüchterung vor der Arbeit auf das Familienleben – ja, die Sexualität – scheint mir eine analoge Ent-

wicklung. Meine Sorge ist es, daß junge Leute heutzutage, indem sie sich möglichst abweisend benehmen und fürchten, für Spießer gehalten zu werden, einen Lebensstil nicht nur in der Arbeit, sondern in jedem Existenzbereich schaffen, der weniger ausgefüllt wird und weniger verpflichtet, simpler und bedeutungsloser ist, als es die Möglichkeiten der Jahrhundertmitte erlauben.

## ANMERKUNGEN

1. Der Carnegie Corporation bin ich zu Dank für die Unterstützung verpflichtet, die mir das Studium der Hochschulprobleme, die in diesem Artikel behandelt werden, ermöglichte. Frühere Fassungen wurden bereits in *Sequoia*, *Stanford Literary Magazine*, 3, 1958, und in *Chicago Review*, 12, 1958, veröffentlicht.
2. Die Ergebnisse dieser Untersuchung werden ausführlicher behandelt in The found generation, *American Scholar*, 25, 1956, S. 421-436. Ich schulde Miß Robin Jackson vom Center for the Study of Leisure der Universität Chicago für ihre Hilfe bei der Auswertung des Materials Dank.
3. Professoren orientieren sich ihrem Wesen nach an Gedrucktem, so daß Studentenzeitungen durchaus in der Lage sind, Einfluß auszuüben, auch wenn sie vorgeben, es nicht ernst zu meinen. Eine Studentenzeitung jedoch, die sich - wie viele von ihnen - hauptsächlich mit Sport, gesellschaftlichen Veranstaltungen, Klatsch und Klagen über Parkplatzprobleme beschäftigt, kann häufig dazu beitragen, die Vorstellung der Fakultät von den Studenten zu bestärken, sie seien mehr oder weniger nette wohlhabende Barbaren, die nur dazu da sind, die Kosten der Forschung mitzufinanzieren, und den gelegentlichen Fall einer vielversprechenden Begabung bieten. Solch ein Image bestätigt sich selbst in einem *circulus vitiosus*; es verbirgt vor der Fakultät und vielfach auch vor den Studenten selbst die Möglichkeit, daß kleine Gruppen der Studenten intellektuellen und kulturellen Anregungen durchaus zugänglich werden könnten. (Eine Bemerkung über den Einfluß der Lokalpresse auf die Einstellung für oder wider die akademische Freiheit findet sich in »The Role of the Press in Academic Freedom: A Proposal for Research«, *PROD* 1, 1958, S. 3-8.)
4. Seit ich diesen Artikel schrieb, habe ich von verschiedenen Beispielen energischer Studentenaktivität gehört. Im Frühjahr 1958 überreichten Studenten der Universität Wisconsin der Verwaltung eine Petition, in der sie um höhere Anforderungen und mehr Anregungen in ihren Kursen und im gesamten Studienplan baten; Präsident Fred ließ diese Petition bei den Ordinarien zirkulieren. Während des gleichen Semesters schlossen sich Studenten des Colleges der Universität Chicago zusammen, um das Undergraduate General Education Program davor zu bewahren, den Erfordernissen und Voraussetzungen des Graduate Department untergeordnet zu werden. In allen solchen Fällen liegt das Problem darin, daß die Studenten nicht den richtigen Weg erkennen, auf dem ihre Aktionen tatkräftige Unterstützung der mit ihren Interessen sympathisierenden Fakultätsmitglieder finden würden; sie werden vermutlich eine Ablehnung durch die Behörde als Zeichen dafür nehmen, daß ihr Bemühen vergeblich war; sie sind, da College-Generationen schnell wechseln, nicht lange genug Studenten, um den endgültigen Erfolg ihrer Bestrebungen zu erleben.
5. Als ich diese Vorlesung an einem führenden College hielt, wurde ich gefragt, ob an Colleges wie jenem oder dem der Columbia University nicht ein Konformismus der Nonkonformisten verbreitet sei, der sich weltnärrisch gibt und sich zum Beispiel in sexueller Promiskuität äußert. Ich antwortete: »Ich möchte Ihnen (dem Fragesteller) zustimmen, daß gegenwärtig in vielen unserer Colleges ein Student, der nicht an den heute kaum noch schockierenden Trinkereien und sexuellen Aktivitäten teilnimmt, als unnormal angesehen wird und sich selbst dumm vorkommt. Ich möchte auch annehmen, daß das Bestreben, weltnärrisch zu erscheinen, einerseits ein Deckmantel ist, mit dem der junge Mensch sich umgibt, um etwas darzustellen, auf der anderen Seite aber eine ungeheuerer Gefahr. Aus Furcht, für naiv

gehalten zu werden, hindern sich die jungen Leute selbst daran, gebildet zu werden. Das trifft jedoch nicht nur für Jugendliche zu. Das Bestreben, sich abgekürrt zu verhalten, hält die Menschen davon ab, festzustellen, wie sie in Wirklichkeit reagieren. Viele Leute gehen in ein Theaterstück oder lesen ein Buch, das im Augenblick zwar nicht modern, aber dennoch gut ist, ein Buch oder ein Stück, aus dem sie etwas lernen können, aber gleich zu Beginn fangen sie schon an, negativ in der obligatorischen Weise zu reagieren, die sie mit ihren Freunden teilen, um nicht für Schwärmer, Naive oder Einfältige gehalten zu werden. So etwas gibt es fraglos auch im Unterricht. Mir tut es oft leid, daß in der Schule gute Bücher gelesen werden: mir scheint bisweilen, man sollte dort nur wirklich schlechte Bücher lesen, die kaum jemandem gefallen, so daß die guten Bücher nicht verrissen werden können.»

6. Roth, Julius, *Paths to success and failure in social science Graduate study*, Ph. D.-Dissertation am Committee on Human Development, Universität Chicago 1954.

7. In der Diskussion würde ich behaupten, die Sanktionen, das heißt die tatsächlichen Risiken, denen sich ein Student aussetzen würde, wenn er beispielsweise einem Professor widerspricht, dessen Empfehlung zur Aufnahme in eine medizinische Fakultät wichtig wäre, näher zu erklären. Ich antwortete: »Ich empfehle keineswegs Märrerum; ich empfehle mehr Realismus. Vor nicht langer Zeit besuchte ich eine Staatsuniversität in den Südstaaten, wo mir ein Student erzählte, daß jeder Studierende relegiert würde, der den Versuch unternähme, gegen eine Verwaltungsanordnung zu protestieren. (Ein konkreter Fall hatte sich bei Mitgliedern einer Studentinnenverbindung zgetragen, die mit dem Dekan für Studenteninnen Schwierigkeiten gehabt hatten.) Und zwar handelte es sich keineswegs um das etwas prekäre Gebiet der Rassenfrage. Mir schien dies ein Schauermärchen zu sein, das sich kaum in dieser Form ereignet haben konnte und das ich nach bestem Vermögen zu prüfen versuchte. Ich kam zu dem Ergebnis, daß die Studenten eine Legende erfunden hatten, welche die Verwaltung strenger erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war. Weil sie die Gefahr aufbausehen, konnten sie sich einreden, daß man ein solches Risiko nicht eingehen könnte. Ich möchte annehmen, daß viele Studenten, die Vergeltungsmaßnahmen befürchteten, den komplexen Motiven der betreffenden Fakultätsmitglieder, die Sanktionen verhängen konnten oder nicht, durchaus unrealistisch gegenüberstanden. Es gibt eben Menschen, die denjenigen, der sie angreift, besonders hoch schätzen; es gibt jedoch auch viele, die sich rächen. Deshalb muß man beobachten und nicht dogmatisieren.«

Was ich sagen möchte ist, daß Studenten und Mitglieder von studentischen Organisationen gern eine Art *Mythos* von dem Nachteil, den ein Abweichen von der Routine mit sich bringen würde, schaffen, weil es sie ganz offensichtlich schützt, wenn auch auf lange Sicht schädlich; es erspart ihnen, konkrete Fälle zu untersuchen, deren Bedeutung abzuschätzen und über mögliche Folgen zu entscheiden. Man könnte sagen, daß bei den Studenten die Furcht, zugeben zu müssen, daß man ein Feigling ist, zu groß ist; ein Student kann auch bei geringfügigen Anlässen nicht zugeben, daß er feige ist, und daher übertreibt er die Risiken. Ich möchte nun keineswegs behaupten, es wäre unmöglich, daß ein Student bestraft oder in einer medizinischen Fakultät nicht aufgenommen würde; ich möchte noch weniger sagen, daß er sich selbst wenn er dieser Überzeugung ist, nicht doch um diesen Platz in der medizinischen Fakultät bewerben sollte; vielmehr möchte ich empfehlen, daß man durchaus realistisch die Risiken, die man eingeht, auf ein Minimum an Nachteilen und ein Maximum an Vorteilen für sich abwägen soll. In einer Gesellschaft mit relativer Vollbeschäftigung unter den Gebildeten hat man mehr traditionelle Befürchtungen, als gerechtfertigt wäre.

8. In der Diskussion wurde ich gefragt, ob nicht die sozialwissenschaftliche Erforschung der Gefühle zum Unbeteiligtsein, zur Mode des »kühlen« Studenten beigetragen habe. Ich

entwiderte: »Ja, die Externalisierung dessen, was früher verinnerlicht war, kann nicht nur die Diskussion und die Rhetorik über Emotionen, sondern auch ihre empfundene Qualität beeinflussen.« Ich hatte Schwierigkeiten gerade dieser Art, als ich Anfangs vor jüngeren Studenten über psychoanalytische Theorie zu lesen, kam jedoch zu dem Schluß, daß die allgemeine intellektuelle Entwicklung der Kultur so schnell in unserer Richtung fortschreitet, daß das Erziehungssystem nicht einhalten und sich mit einem Wall von Ignoranz umgeben darf; bestenfalls könnte es in voller Erkenntnis dieser Dinge über die allgemeine kulturelle Entwicklung hinausgehen. Ich glaube jedoch, daß der Verlust des Gefühls für das Mysterium zwischenmenschlicher Beziehungen – sogar die dauernde Betonung von Rechtschaffenheit und Ernsthaftigkeit – kein ungerühbter Segen ist. Menschen werden oft so weit gebracht, daß ihre Gefühle zertrübert werden, bevor sie sich entfalten können.

Der Sozialwissenschaftler, der – wie viele Psychoanalytiker – auf diesem Gebiet arbeitet, leidet spürbar unter diesem Problem. Er fragt sich, ob er überhaupt ein Privatleben hat, wenn er seine Energie und Begabung unter anderem dem Studium des Privatlebens zuwendet. Für Dichter scheint das Problem nicht so groß zu sein, jedenfalls gehen sie mutiger daran. Wie ich jedoch schon sagte, sehe ich im Verschwigen kein Heilmittel noch in der Hoffnung, daß das Problem sich von selber löst. Wir können im College nur versuchen, das Niveau der Diskussion über Emotionen in Filmen, im Fernsehen, moderner Literatur und der Vulgärsozialwissenschaft zu überschreiten oder es zu vertiefen.